



CLARE
CHAMBERS

SCHEUE
WESEN

ROMAN

EISELE

Clare Chambers
SCHEUE WESEN

CLARE
CHAMBERS

SCHEUE
WESEN

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Wibke Kuhn*

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de



Die Originalausgabe »Shy Creatures«
erschien 2024 bei Weidenfeld & Nicolson, London.

2. Auflage 2024

© 2024 Clare Chambers

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Artifex CF

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-96161-196-6

Für Peter

1

1964

IN ALLEN GESCHEITERTEN BEZIEHUNGEN gibt es einen zunächst noch unbemerkten Punkt, in dem man später jedoch den Anfang vom Ende erkennt. Für Helen war es das Wochenende, an dem der Versteckte Mann nach Westbury Park kam.

Am Freitag hatte sie gerade den Raum für die Kunsttherapie ihrer Lieblingsgruppe der ganzen Woche vorbereitet – männliche Alkoholiker –, als Gil seinen Kopf zur Tür hereinstreckte. Nachdem er gesehen hatte, dass sie alleine war, kam er herein, setzte sich auf eine Tischkante und schaute ihr zu, wie sie Papier, Stifte, Kohlestifte und Ölfarben bereitlegte. Paletten waren im Halbkreis um ein Stillleben aufgebaut – ein Korbstuhl, bedeckt mit einem Stück Samt, neben einem Tisch mit einem Tulpenstrauß in einer Vase, einer Milchkanne und einer Schüssel mit Eiern. Die Türen zu den zwei kleinen Nebenräumen, die von Patienten genutzt wurden, die lieber alleine arbeiteten, standen halb offen. Er warf einen fragenden Blick in Richtung der Nebenräume, den Helen mit einem beruhigenden Kopfschütteln beantwortete, bevor er anfing zu reden.

»Kath fährt mit den Kindern übers Wochenende runter nach Deal.«

»Ja?« Es hatte vorher schon ähnliche Fehlalarme gegeben, und Helen hatte gelernt, ihrem Optimismus nicht zu früh freien Lauf zu lassen.

Er nickte. »Ihre Patentochter hat gerade ein Baby bekommen, deshalb fährt sie morgen da runter, um ... zu machen, was auch immer Frauen bei solchen Angelegenheiten machen. Also ...« Er starrte sie mit diesem brennenden Blick an, mit dem er unbewusst Frauen aller Altersgruppen anschautete, aber auch seine Patienten – männliche wie weibliche. Helen hatte dieses Phänomen schon wirken sehen, aber sie bildete sich gerne ein, dass er noch ein bisschen intensiver war, wenn Gil ihn auf sie richtete.

»Du könntest bei mir übernachten?« Obwohl sie schon seit drei Jahren miteinander schliefen, er ihr eine passende Wohnung gesucht hatte und einen Teil der Miete zahlte, mit genau dieser Art von Gelegenheit im Hinterkopf, hatte es nicht mehr als ein halbes Dutzend Mal geklappt.

»Wenn du mich erträgst.«

»Na ja, schätze schon. Wenn du mir nicht zu sehr auf die Nerven gehst.«

Diese Unterhaltung spielte sich im ganzen Zimmer ab, denn Helen hatte nicht aufgehört, währenddessen die Materialien für die nächste Gruppe herzurichten. Niemand, der in diesem Moment hereingekommen wäre, hätte irgendetwas Unprofessionelles an ihrem Verhalten bemerkt. In den frühen Tagen ihrer Beziehung, als die Leidenschaft sie noch leichtsinniger machte, hatten sie den Kunsttherapieraum und seine Nebenräume oft für ihre Rendezvous benutzt. Jetzt waren sie vorsichtiger, oder vielleicht weniger leidenschaftlich. Keiner von ihren Kollegen, von der Klinikleitung bis zur Stationsbelegschaft, ahnte etwas von ihrer Affäre, und wenn Helen in seiner Gegenwart stärker errötete oder mehr als normal gelächelt hatte ... na ja, so ging es jedem,

der vom vollen Lichtstrahl von Gils Aufmerksamkeit getroffen wurde.

»Dann komm ich morgen nach dem Mittagessen zu dir. Kath wird das Auto nehmen, also werde ich wahrscheinlich zu Fuß kommen müssen.« Er dachte nur laut, er legte es nicht darauf an, dass sie ihm anbot, ihn mit dem Auto abzuholen. Helen hatte auch gar kein Auto – nur einen gebrauchten Motorroller, auf dem sie jeden Tag die sechs Kilometer von ihrer Wohnung in South Croydon nach Westbury Park zurücklegte.

»Gut. Dann koch ich uns was Schönes. Aber jetzt solltest du lieber gehen. Meine Männer können jeden Moment hier sein.«

Gil nickte und fuhr sich mit der Hand durchs dicke Haar, das größtenteils dunkel war, aber hier und da schon von grauen Strähnen durchzogen. Durch irgendeine Hexerei der Natur oder bewusstes Frisieren hatte es immer dieselbe schlampige Länge, gerade eben über den Kragen, schien aber nie länger zu werden oder plötzlich abgeschnitten worden zu sein.

»Ich liebe dich«, sagte er, und dann war er weg, und man hörte nur noch seine Schritte auf dem langen Korridor.

Helen machte das Radio an und schaltete zum dritten Programm. Die klassische Musik im Hintergrund, wenn sie sie nicht zu laut aufdrehte, hatte sich als die am besten geeignete herausgestellt, um eine Atmosphäre von Ruhe und Konzentration zu schaffen.

Dank ihrer kleinen Handgriffe war der Raum der angenehmste in der ganzen Klinik. Die bunten Mobiles, die sich sanft an ihren Angelschnüren bewegten, die Drucke von großen Meistern an der Wand neben den Bildern der Patienten in Westbury Park (ehemalige ebenso wie gegenwärtige), getrocknete Blumen in einer Vase, Kissen mit Fotodruck und

eine gewisse Atmosphäre von Harmonie und Ordnung – das alles war ihr zu verdanken.

Sie zog ihren Overall an, einen weißen Kittel, wie ihn die Ärzte trugen, allerdings beschmiert mit Farbe und Kohlenstaub. Die Alkoholiker kamen in einer Gruppe, wie immer, um sich bloß nicht alleine mit Kunst auseinanderzusetzen zu müssen. Im Umgang mit Stift oder Farbe waren sie ziemlich untalentiert und hatten sich ursprünglich für diese Therapie eingetragen, vermutete Helen, weil sie auf Aktstudien gehofft hatten. Das Stillleben mit der Milchkanne und den Eiern war eine Enttäuschung gewesen, aber immer noch besser, als komplett auf die Phantasie zurückzugreifen, die tatsächlich eher ein trügerisches Gebiet war. Die Hauptattraktion dieses Kurses lag darin, dass er ihnen eine Atempause von der stundenlangen Gruppentherapie verschaffte, die zusammen mit Disulfiram den Grundstock ihrer Behandlung bildete. Im Kunsttherapieraum wurde nicht von ihnen verlangt, über ihre Sucht nachzudenken oder über die Missgeschicke zu reden, die sie ruiniert hatten. Stattdessen machten sie sich mit Vergnügen über ihre eigenen Bemühungen oder die der anderen lustig, waren aber auch großzügig mit ihrem Lob, wenn jemand etwas zustande brachte, was mehr oder weniger der Vorlage ähnelte.

Helens Aufgabe, wie man ihr in ihrem Bewerbungsge- spräch klargemacht hatte, bestand darin, ihnen Materialien und Raum zur Verfügung zu stellen und sie zum freien Ausdruck zu ermuntern, aber nicht, ihnen etwas beizubringen oder Diagnosen zu stellen und sich anderweitig in die Arbeit des medizinischen Fachpersonals einzumischen, wie zum Beispiel die von Gil. Heute war sie sogar von diesem bescheidenen Dienst abgelenkt von ihren Gedanken an das bevorstehende Wochenende. Sie hatte Gil nichts von der

Komplikation erzählt, die einen beträchtlichen Schatten über ihre Pläne warf.

Vor drei Wochen hatte sie eine Einladung zu einem Familiendinner am Samstagabend bei ihrem Bruder und seiner Frau angenommen. Anlass war der sechzehnte Geburtstag ihrer Tochter, und Helen hatte das Datum in ihrem Terminkalender und ihrem Hinterkopf als etwas eingetragen, worauf sie sich freuen konnte. Sie mochte ihre Nichte, Lorraine, die so unbeholfen und unsicher war, und ihren Bruder Clive ebenso, wenn auch ein bisschen weniger. Seine Frau June tolerierte sie einfach nur. Clive war so rücksichtsvoll gewesen, sie unter der Woche anzurufen und zu fragen, ob sie nicht bei ihren Eltern mitfahren wollte, was ziemlich ungewöhnlich war. Sie hatte die Mitfahrmöglichkeit abgelehnt – ihr Vater war ein erratischer Fahrer mit einem cholerischen Temperament, sowohl hinter dem Steuer als auch sonst –, bestätigte aber, dass sie kommen würde. Jetzt musste sie einen Rückzieher machen. So lief es immer: Ob Gil verfügbar war, stand meistens bis zur letzten Sekunde nicht fest, von ihrer Verfügbarkeit wurde stillschweigend ausgegangen. Nur eine Erkrankung würde ausreichen für eine so späte Nachricht, und es hätte schon etwas Wichtiges sein müssen, um eine Absage zu rechtfertigen. Als sie über die Enttäuschung nachdachte, die sie ihrer Familie demnächst bereiten musste, machten sich bei Helen wieder die Bauchkrämpfe und die Übelkeit bemerkbar, die oft mit den Überlegungen zu ihrem moralischen Fehlverhalten einhergingen. Die andere Möglichkeit, dass sie ihrer ursprünglichen Verpflichtung nachkam und auf das Wochenende mit Gil verzichtete, kam ihr nicht mal in den Sinn.

Roland, eines der sorgfältigeren Mitglieder der Gruppe, winkte sie zu sich herüber und riss sie so aus ihren Gedanken. Er hatte seine Skizze begonnen, ohne sich über die Ein-

teilung der Seite Gedanken zu machen. Obwohl die Vase, der Krug und die Schüssel auf dem Tisch dicht beieinanderstanden, waren diese Gegenstände auf seinem Blatt in einer geraden Linie angeordnet, gleichmäßig verteilt und ohne jede Verbindung zum Hintergrund. Die Eier, einzige flache Kieselsteine, schwebten frei über der zweidimensionalen Schüssel. Es sah aus wie die Zeichnung eines Sechsjährigen, aber hier hatte sie einen Mann vor sich, der eine Drehmaschine in einer Werkstatt bedienen, jede Art von Motor reparieren und die Akkorde von jedem beliebigen Lied auf einem Kneipenklavier raushauen konnte.

»Das hat überhaupt keine Ähnlichkeit«, sagte er kopfschüttelnd. »Was mach ich falsch?«

»Sie machen nichts falsch«, sagte Helen. »Es gibt hier kein Richtig oder Falsch.«

»Aber ich würde gerne besser werden, wieso sollte ich sonst hierherkommen?«

Eine Sekunde überlegte sie, ob er von seiner Zeichnung sprach oder von seiner Sucht. Wenn er von der Letzteren geheilt werden konnte, wäre es kaum wichtig, ob er Tulpen oder Milchkannen zeichnen konnte.

»Wenn Sie Schwierigkeiten mit der Komposition haben, könnten Sie sich vielleicht auf nur einen Gegenstand konzentrieren.«

»Darf ich noch mal anfangen?«

»Natürlich«, sagte Helen und rettete die Skizze, bevor er sie zusammenknüllen konnte. »Machen Sie das nicht kaputt. Das legen wir auch in Ihre Mappe.« Sie nahm es abergläubisch genau mit der Aufbewahrung sämtlicher Arbeiten ihrer Patienten, sie behielt sie noch lange, nachdem sie entlassen worden waren. Zum einen wollte sie ihre Bemühungen respektieren und zum anderen beweisen, dass ihre Therapie einen Wert hatte. Ihr Mentor im Krankenhaus, in dem sie zuvor als

Volontärin gearbeitet hatte, hatte diesen Aspekt immer betont. »Sie sind nicht hier, um Kunst zu unterrichten, und Ihre Patienten sind nicht hier, um Kunst zu machen. Sie sind hier, um gesund zu werden. Der Prozess des Malens oder Zeichnens oder Bildhauens kann ihnen dabei helfen. Trotzdem müssen Sie die Ergebnisse dieses Prozesses mit Respekt behandeln.«

Ein Streit um dieses Thema hatte Gil vor drei Jahren, kurz nach ihrer Ankunft in Westbury Park, zum ersten Mal auf sie aufmerksam gemacht. Voller Enthusiasmus in ihrer neuen Rolle hatte sie angefangen, weit mehr als ihre vorgeschriebenen Stunden zu arbeiten. Sie reinigte Pinsel und Paletten, spitzte Stifte, wischte Tische ab und dekorierte den Raum, damit er für den nächsten Tag bereit war. Eines Abends, als sie eine ausgespülte Kaffeetasse in den kleinen Raum in einem weiter entfernten Flügel des Krankenhauses zurückbrachte, in dem sich das Krankenhauspersonal Heißgetränke machte oder in der Pause Karten spielte, traf sie auf drei Krankenwärterinnen, die zusammen einen Teppich webten.

Sie waren früh zur Abendschicht gekommen und füllten die letzten kostbaren Minuten, bis sie auf ihren Stationen den Dienst antreten mussten. Sie blickten auf, als Helen hereinkam, sahen an ihrem Maleroverall, dass sie keine Ärztin war und daher auch keine besondere Aufmerksamkeit erforderte, sodass sie sie einfach ignorierten und sich weiter unterhielten.

Teppichweben war eine der beliebtesten Beschäftigungstherapien für Patienten, und ganz kurz musste Helen lächeln bei dem Gedanken, dass auch das Personal auf diese Art entspannte. Es lag etwas Rührendes darin, das von geteilter Menschlichkeit sprach. Diese erhabenen Gedanken wurden jedoch abrupt auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt, als Helen klar wurde, dass sie keinen Teppich *machten*,

sondern einen wieder *auflösten*, indem sie Wolffäden mit Metallhaken herauszogen und in eine Tüte zu ihren Füßen warfen.

»Was machen Sie denn da?«, fragte sie, und es gelang ihr nicht, den verblüfften Ton in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Die drei drehten sich gleichzeitig zu ihr um, und die Sprecherin der drei, eine kräftig gebaute Frau mit einer Dauerwelle mit winzigen Löckchen, antwortete: »Wir lösen diesen kleinen Teppich auf, damit sie ihn morgen wieder von vorne machen können.« Die anderen beiden lachten, gar nicht mal bösartig, aber es war trotzdem eine ziemliche Kränkung für Helen.

»Und warum, um alles in der Welt?«, fragte sie. Sie hatte sich gelobt, dass sie sich als neue Mitarbeiterin erst mal unauffällig geben würde, sich anpassen, Freundschaften schließen und Konflikte vermeiden würde – und jetzt stand sie schon wieder kurz vor einem Streit.

»Wir haben nicht genug Wolle, dass sie immer mehr Teppiche machen können. Und wo sollten wir die überhaupt alle hintun? Es ist ihnen doch sowieso egal.«

Helen musste gar nicht nachfragen, wer mit »sie« gemeint war. »Wer hat Ihnen das aufgetragen?«

»Das haben wir schon immer so gemacht«, sagte eine von den Frauen mit etwas weniger Selbstbewusstsein. »Wir haben einfach nicht genug Wolle.«

»Okay.« Helen holte tief Luft und sammelte sich. In der nicht festgeschriebenen, aber dennoch unanfechtbaren Hierarchie in Westbury Park, waren die Krankenwärterinnen (knapp) unter ihr, und es wäre deswegen unverschämt gewesen, wenn sie sie dafür gerügt hätte, dass sie nur ihren Job machten. Sie musste weiter oben ansetzen. »Darf ich mir das mal kurz ausborgen?«, fragte sie und deutete auf die Tasche mit den Wolffetzen. »Ich bring es Ihnen auch gleich wieder.«

Die drei Frauen nickten und gaben ihr nach. Helen konnte sich vorstellen, wie sie missbilligende Geräusche machen und die Augen rollen würden, wenn sie gegangen war.

Wie es der Zufall wollte, war das Büro von Dr. Rudden das erste, zu dem sie kam, als sie über die Korridore stapfte, auf der Suche nach einem Ort, an dem sie ihrem Frust Luft machen konnte. Sie waren sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht richtig vorgestellt worden, obwohl sie schon einmal an einer Personalversammlung teilgenommen hatte, die auch er besucht hatte, zusammen mit der Klinikleitung, den Psychotherapeuten, Sozialarbeitern, Pflegern, Physio- und Beschäftigungstherapeuten. Er war ihr nur aufgefallen, weil er der am besten aussehende Mann im Zimmer war, freilich auf einem Feld ohne ernsthafte Konkurrenz, aber er hatte seinen Kopf die meiste Zeit gesenkt gehalten und auf einem Block irgendwas geschrieben oder gekritzelt.

Sie klopfte energisch – Schüchternheit war jetzt sinnlos, sie musste die Dinge am Köcheln halten, wenn sie das hier durchziehen wollte –, und eine Stimme sagte: »Herein.«

Er saß an seinem Schreibtisch, auf einem Stuhl, der halb den großen Fenstern zugedreht war, und blickte auf die grünen Wiesen, auf denen einige Patienten immer noch im früh-abendlichen Sonnenschein spazieren gingen. Eine Zigarette glomm in einem überquellenden Aschenbecher vor sich hin und schickte eine Rauchsäule an eine bereits bewölkte Decke. An der Wand hinter ihm hing ein Druck von Richard Dadds *Schlafender Titania*, ein Gemälde, das Helen gut kannte und zu dem sie unter anderen Umständen auch eine Bemerkung gemacht hätte.

Er nahm seine Füße schwungvoll vom Fensterrahmen und stand auf, wobei er zur Begrüßung die Augenbrauen hochzog. »Hallo ...?«

»Helen Hansford.«

»Helen Hansford. Die neue Kunsttherapeutin. Was kann ich für Sie tun?« Seine Stimme war anziehend und beruhigend, aber sie wollte nicht beruhigt werden – noch nicht.

»Ich bin tatsächlich ein bisschen wütend.« Sie hielt die Tüte mit der Wolle hoch. »Ich habe gerade eine Gruppe von Krankenwärterinnen angetroffen, die einen Teppich zerstört haben, den Patienten in der BT gemacht haben, damit sie morgen wieder von vorne anfangen können. Wussten Sie davon?« Sie ließ die Tüte auf ein Stück der ledernen Oberfläche des Schreibtisches fallen, auf dem keine Papiere lagen.

Er wich ihrer Frage aus und fragte zurück: »Und daran nehmen Sie Anstoß?«

»Ja. Daran nehme ich Anstoß. Es ist respektlos den Patienten gegenüber, es setzt ihre Bemühungen herab, und so etwas gehört sich einfach nicht.«

Er nickte langsam. »Aber wenn das therapeutische Moment doch im Prozess liegt und nicht im Ergebnis ...«

»Auch dann sollten sie das Produkt ihrer Arbeit sehen und genießen können.«

Er forderte sie mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen, doch sie schüttelte den Kopf. Im Stehen war es einfacher, empört zu bleiben.

»Vielleicht sollten Sie es im selben Licht sehen wie ein Puzzle oder ein Kartenhaus, wo die Befriedigung ja auch nicht aus der Vorstellung resultiert, etwas Bleibendes geschaffen zu haben ...«

»Das ist doch überhaupt nicht dasselbe!« Sie merkte, wie ihre Stimme laut wurde. »Niemand erwartet, dass solche Dinge von Dauer sind. Aber Teppiche weben ist eine Kunst, und ein Teppich ist ein nützlicher Gegenstand. Er würde sich sehr hübsch im Aufenthaltsraum machen.«

Er schaute sie eine geraume Weile durch verengte Augen

an, als ob ihre Worte eine tiefgründige, durchdachte Überlegung erforderten. Die Pause zog sich einschüchternd in die Länge, und Helen knickte als Erste ein. »Und sie haben sie mit solchem Genuss kaputtgemacht. Ich habe mich schon gefragt, wer hier verrückt und wer geistig gesund ist.«

»Tja, das ist eine sehr gesunde Einstellung«, sagte er. »Obwohl wir das Wort verrückt nicht mehr benutzen. Zumindest nicht für unsere Patienten.« Er schien sich zu amüsieren. »Wenn ich Sie nicht überreden kann, Platz zu nehmen, macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich hinsetze? Mein Rücken macht mir Beschwerden.«

»Bitte, nur zu.«

Er setzte sich wieder auf seinen Stuhl, ohne den Blick von ihr zu nehmen. »Sie haben selbstverständlich absolut recht. Ich stimme Ihnen zu«, sagte er.

»So oder so«, fuhr Helen fort, die noch nicht gemerkt hatte, dass er bereits einlenkte, und keine Lust hatte, ein gutes Argument ungenutzt zu lassen, »hat sich jemand mal die Mühe gemacht, die Patienten nach ihrer Meinung zu fragen?«

»Sie haben recht, ich stimme Ihnen zu«, wiederholte er. »Was soll ich Ihrer Meinung nach unternehmen? Ich schätze, das Problem liegt beim Material, oder?«

»Ja. Das haben sie zumindest gesagt. Ich bin sicher, dass sie auch nur versucht haben zu helfen«, räumte Helen ein, die jetzt wider Willen entwaffnet war.

»Immer das Geld«, seufzte er. »Na ja, überlassen Sie es ruhig mir.«

»Danke ... Dr. Rudden.«

»Sagen Sie doch bitte Gil zu mir.«

Sie hatte sein Büro mit einem seltsamen Geräusch in den Ohren verlassen, und ihr Herz hatte nach ihrem Triumph ein bisschen schneller geschlagen. Schon damals war zwischen

ihnen dieses unsichtbare Band gewesen, das zwei Leute verbindet, die sich zum ersten Mal bemerkt haben.

Nur eine Woche später fuhr Helen auf den Parkplatz und sah einen grünen Lieferwagen, dessen hintere Türen offen standen, und einen Mann, der große Kartons auf dem Vorhof auslud. Sie stellte ihren Motorroller an seinen üblichen Platz, und als sie sich dem Lieferwagen näherte, konnte sie erkennen, dass einer der Kartons aufgeplatzt war und den Blick auf pralle Packungen mit Wolle freigab. Charlie, der Gehilfe des Hausmeisters, kam dazu und zog einen Trolley hinter sich her. »Lieferung für Dr. Rudden«, sagte der Fahrer und schob den letzten Karton aus dem Lieferwagen.

»Ich weiß gar nicht, wo der das alles unterbringen will«, sagte Charlie. »Der hat gar kein so großes Büro.«

»Bringen Sie es zur Beschäftigungstherapie«, sagte Helen. »Ich werde ihm Bescheid geben.«

Obwohl sie ihn morgens aus der Ferne gesehen hatte, wie er in seinem Ford Zephyr die Auffahrt heraufgefegt kam – ein Indiz für einen schmierigen Lackaffen, wie ihr Vater meinte –, hatten sie seit ihrem Wortwechsel in seinem Sprechzimmer nicht mehr miteinander geredet. Jetzt machte sie sich auf den direkten Weg zu ihm, um sich bei ihm zu bedanken, und überprüfte im Vorübergehen noch einmal kurz ihre äußere Erscheinung in der Glastür des Aufenthaltsraums. Als niemand auf ihr Klopfen reagierte, ging sie enttäuscht wieder zurück in den Kunsttherapieraum.

Er war schon dort, vor ihr, und stand vor einem Druck von Dürers *Melencolia*, den sie sich über den Schreibtisch gehängt hatte. Sie hatte ihn aus ihrem Zimmer im College in ihre Wohnung in Hertfordshire mitgebracht und jetzt hierher. Er drehte sich um, als er das Geräusch der Tür hörte.

»Sie haben dieses Zimmer richtig schön eingerichtet«, sagte er. Er war der Erste, der zur Kenntnis nahm, dass diese Verwandlung allein ihr Werk war.

»Wenn man irgendwo den ganzen Tag verbringen muss, sollte man es sich nett machen«, sagte sie. Bevor die Unterhaltung eine andere Richtung nehmen konnte, fügte sie hinzu: »Ich war gerade bei Ihnen, um mich für die Wolle zu bedanken. Ich habe eben gesehen, wie sie ausgeladen wurde. Bergeweise. Da haben Sie wirklich schnell gehandelt.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ach, da hat es nicht viel gebraucht. Ich habe ein paar private Patienten mit philanthropischem Impetus, denen gegenüber ich unser Problem nur zu erwähnen brauchte. Vielmehr sollte ich Ihnen danken, dass Sie es bemerkt haben. Manchmal braucht es einfach nur ein neues Paar Augen.« Sie schauten sich einen Moment in die Augen, und der Stromkreis wurde nur unterbrochen von dem zögerlichen Tappen, das die Ankunft der ersten Patienten des Tages ankündigte.

2

»DU MEINST EINE IRRENANSTALT?«, hatte ihre Mutter gesagt, als Helen sie anrief, um ihr von ihrer neuen Stelle in Westbury Park zu erzählen. »Oh, Helen.«

Sie hatte vielleicht nicht unbedingt erwartet, dass ihre Mutter ihr gratulierte, ihre Eltern gehörten nicht zu den Menschen, die sich über den Erfolg anderer wirklich freuen konnten. Und ihre Mutter hatte eine Abneigung gegen jede Art von Behinderung, die schon ans Phobische grenzte. »Schau ihn nicht an, der ist ein bisschen seltsam«, hatte sie Helen früher immer zugezischt, und sie über die Straße gezerrt, um einem murmelnden alten Mann oder einem Kind mit Beinschienen auszuweichen. Sie hatte aufgehört, in die Kirche zu gehen, weil eine Frau im Rollstuhl ständig stöhnte und mit dem Kopf schlug, während die Gemeinde in stillem Gebet war.

»So nennt man das heute nicht mehr«, gab Helen mit einer gewissen Schroffheit zurück.

»Du kannst es nennen, wie du willst, es ist trotzdem voll mit sehr seltsamen Leuten.« Ihr Schauer war förmlich durchs Telefon zu hören. Das war mehr oder weniger ihr Argument dagegen gewesen, dass Helen auf ein künstlerisches College ging – sie stellte sich es als einen Ort vor, der bevölkert wurde

von Bohemiens, Kommunisten und anderen dekadenten Menschen. Sie war ein bisschen besänftigt, als Helen anscheinend unverdorben aus dieser Anstalt herauskam, um eine Stelle als Lehrerin an einer höheren Mädchenschule in Hertfordshire anzutreten. Das betrachtete sie als einen absolut respektablen Zwischenstopp, bis ein Ehemann ihres Weges kommen würde. Doch Helens neuester Schachzug war ihr vollkommen unverständlich.

»Warst du denn nicht glücklich an dieser Schule? Ich dachte, es gefällt dir dort.«

»Es gefiel mir ja auch. Aber jetzt will ich eben etwas anderes machen.«

»Das wird allerdings etwas anderes werden. Leute in Zwangsjacken, die sich für Napoleon halten.«

»Du hast so eine viktorianische Perspektive auf diese Dinge.« Helen musste wider Willen lachen. »Menschen werden krank, und wir versuchen, sie wieder gesund zu machen, wie jedes andere Krankenhaus auch. Auf jeden Fall bedeutet das, dass ich nach Croydon ziehe, also viel näher bei dir und Clive sein werde.« Sie sagte das so, als wäre die größere Nähe zu ihrer Familie einer ihrer Beweggründe für den Jobwechsel gewesen, während es in Wirklichkeit genau andersrum gewesen war.

»Nach Croydon?«, grübelte ihre Mutter, nachdem sie ihre Phantasie erfolglos nach weiteren psychischen Störungen durchsucht hatte. »Ich glaube, dass der Mann von unserer Kathleen in einem psychiatrischen Krankenhaus in dieser Gegend arbeitet. Ich überlege gerade, ob das dasselbe ist.«

»Wer ist ›unsere Kathleen‹?«, fragte Helen. Ihre Mutter entstammte einer großen Familie, deren Mitglieder entfremdet waren durch Entfernung und gegensätzliche Schicksale, deswegen läutete der Name nur eine entfernte Glocke.

»Die Jüngste von meiner Cousine Mary. Ja, ich glaube, sie wohnen nicht weit weg von Clive und June.«

»Aber du siehst sie trotzdem nie.«

»Na ja, sie ist ja auch viel jünger als wir. Eher in deinem Alter als in meinem. Und wir hatten ein bisschen Streit mit Mary, weil wir Kathleen damals nicht als Brautjungfer genommen haben.«

»Aber das ist doch schon über vierzig Jahre her«, wandte Helen ein. »Das können sie euch doch nicht immer noch nachfragen?«

»Ach, ich bin sicher, das ist inzwischen alles vergessen. Obwohl wir nicht zu Kathleens Hochzeit eingeladen wurden. Wir haben trotzdem ein Geschenk geschickt – ein Royal Worcester Essig- und Ölset von Selfridges. Wirklich nicht billig.« Es folgte eine Pause. »Wir haben nie ein Dankeschön bekommen.«

Wenn Helen sich an diese Unterhaltung erinnerte, dann war es wegen des Talents ihrer Mutter, uralte Kränkungen lebendig zu halten, und nicht wegen des eigentlichen Themas, nämlich dass der Mann der Tochter ihrer Cousine ein potenzieller Kollege in Westbury Park sein könnte. Als sie ihre neue Stelle antrat, war es ihr komplett entfallen, weswegen sie ein bisschen länger brauchte, um die Verbindung herzustellen, als sie eines Abends von einer Kathleen Rudden in ihrer Wohnung angerufen und zum Dinner eingeladen wurde.

*:

Die Ruddens wohnten in einer Villa in viktorianischem Stil in einer Vorstadtstraße, die hinter den Sportplätzen einer Schule für Jungen verlief. Auf einem Feld wurde gerade Cricket gespielt, und Helen konnte das Ploppen eines geschlagenen Balls und den dünnen Applaus hören, als sie die

Auffahrt mit einer Schachtel Fruchtgummis hinaufging. Die Süßigkeiten waren ein Abschiedsgeschenk von einer Schülerin gewesen, das sie extra für eine Gelegenheit wie diese aufgehoben hatte. Sie hatte sich Gil mit seiner müden Verachtung für Konventionen nicht unbedingt in einer so noblen Umgebung vorgestellt, und das gab ihr Mut. Die Entdeckung, dass er nicht nur verheiratet war, sondern auch noch verheiratet mit einer entfernten Verwandten, hatte sie erschüttert. Helen war nicht eitel, aber sie wusste, dass sie gut aussah. Der Beweis war einerseits im Spiegel zu sehen und in der – gewollten oder ungewollten – Aufmerksamkeit, die sie regelmäßig bei den Männern erregte. Es war jedoch selten, dass sie ein solches Interesse erwiderte. Es hatte ihr noch nie an potenziellen Partnern gemangelt, doch diese Beziehungen waren immer an dem Punkt gescheitert, wenn der Mann ihr einen Heiratsantrag gemacht hatte, woraufhin sie von einer Welle der Klaustrophobie und einem Fluchtreflex übermannt wurde. Sie war sicher, dass sie sich diese winzigen elektrischen Funken nicht eingebildet hatte, die zwischen Gil und ihr bei ihrer ersten richtigen Begegnung in seinem Büro hin und her geflogen waren, doch so wie es aussah, hätte er schwerlich noch unerreichbarer sein können. Sie war enttäuscht, aber nachdem sie ihn als romantische Möglichkeit abgeschrieben hatte, war sie entschlossen, ein rein anthropologisches Interesse zu verfolgen, indem sie ihn in seiner häuslichen Umgebung studierte.

Die Türglocke gab einen tiefen Ton von sich, und einen Moment später erschien eine verschwommene Gestalt hinter dem Buntglasfenster der Tür, die von einer schlanken Frau Mitte vierzig geöffnet wurde, mit blondem Haar und einem rosa Teint, der nicht ganz vom Puder verborgen wurde.

»Hallo«, sagte sie und streckte schnell ein Bein vor, um

eine getigerte Katze zurückzuhalten, die die Gelegenheit nutzen wollte, um durch die Tür zu entwischen. »Ich bin Kathleen. Komm rein.« Sie hob ein Glas hoch, das leer war bis auf einen zerkauten Halbkreis Zitronenschale. »Wir sind schon beim Gin.« Sie schaute über Helens Schulter und bemerkte den Motorroller, den Helen am Bordstein geparkt hatte. »Du bist ja mit dem Motorrad gekommen!«, sagte sie in bewunderndem Ton.

»Ach, das ist doch nur eine kleine Vespa. Die fährt ungefähr so schnell wie ein Milchwagen.«

»Aber die muss doch total praktisch zum Rumflitzen sein. Besser als unser Zephyr. Diesen Koloss einzuparken ist so gut wie unmöglich. Ich kann nicht mal über die Motorhaube schauen.«

Auf dem Flur übergab Helen ihr die Fruchtgummis, und Kathleen bedankte sich so überschwänglich, dass Helen den Verdacht hatte, sie würden wieder mal in der hintersten Ecke eines Schrankes landen, bis man sie sicher weiterverschenken konnte. Auf dem niedrigen Regalsystem, das sich an der Wand entlangzog, standen verschiedene Nippes und Statuetten ohne erkennbares Ordnungsprinzip. Chinesische Drachen standen Schulter an Schulter mit Blumenmädchen aus Porzellan, Sonderausgaben von Tassen zum Krönungsjubiläum und geschnitzten Holzelefanten. Ein würziger, herzhafter Duft von Fleisch und Zwiebeln machte Helen Hoffnung auf etwas Appetitlicheres als das Schweinskotelett und die Dosen spaghetti, die ihre Vermieterin, Mrs Gordon, zubereitet hatte, als Helen das Haus verließ.

Gil saß auf einem Sessel im Salon, las die *Times* und ließ die Eiswürfel in seinem Glas klinnen. Er hörte gerade »Le Sacré du Printemps« an – Musik, deren Stil und Lautstärke aggressiv unpassend waren für eine Dinnerparty. Er stand mit höflicher Bereitschaft auf, dann zuckte er aber zu-

sammen, als er Helen erblickte, und schaute verunsichert zu seiner Frau, damit sie ihn erleuchtete.

»Ach, Gil, jetzt starr sie doch nicht so an, sonst glaubt Helen noch, du hättest sie nicht erwartet. Das ist die Tochter von Mums Cousine Nancy. Sie arbeitet auch in Westbury Park. Das habe ich dir doch erzählt.«

Sie ging hinüber zum Plattenspieler und riss den Tonabnehmer von der Schallplatte mit einem kratzenden Geräusch, bei dem Helen und Gil zusammenzuckten. Die Stille, die darauf folgte, war abrupt und brutal.

»Ja, tut mir leid. Hast du auch. Ich muss einfach bei dem Wort ›Cousine‹ abgeschaltet haben.« Er wandte sich wieder zu Helen. »Na, das ist ja eine schöne Überraschung.«

»Ihr kennt euch schon?«, fragte Kathleen und schaute vom einen zum andern.

»Ja. Helen ist in ihrer ersten Woche in mein Büro gestürmt und hat mir eine Strafpredigt zum Thema Teppichweben gehalten.«

»Oh, na ja.« Helen musste über diese Version der Ereignisse lachen, konnte sie aber kaum von der Hand weisen. »Es hat jedenfalls gewirkt. Ihre reichen Patienten sind ja mit ihren Wollspenden nur so aufgetrumpft.«

Das war eindeutig eine Anekdote, die sich nicht dazu geeignet hatte, zu Hause wiedergegeben zu werden, denn Kathleen schaute verständnislos und brauchte eine Erklärung der kompletten Hintergrundgeschichte, während Gil in die Küche ging, um ihnen Drinks zu mixen.

»Ja, mein Mann hat sehr dienstbeflissene weibliche Patienten«, sagte sie, als er mit drei klirrenden Gläsern Gin zurückkam.

Er war verdächtig blau und zähflüssig, und Helen spürte, wie es in ihrer Nase brannte und die Wirkung des Alkohols schon beim ersten Schluck einzschlug. Sie erholtete sich immer

noch davon, als man vom Korridor her Schritte hörte, und ein Junge und ein Mädchen in ihren Schlafanzügen an der Tür erschienen.

»Sie wollten noch Hallo sagen, bevor sie ins Bett gehen«, erklärte Kathleen und winkte die Kinder herein.

Das Mädchen, das so aussah, als wäre es ungefähr zehn, war dünn und blass und fast gelähmt vor Schüchternheit, während das glänzende Gesicht des einige Jahre jüngeren Jungen einen frechen Ausdruck trug. Er hatte eine US-Marshall-Plakette an seiner Brust befestigt und eine silberne Pistole mit langem Lauf in den Gürtel seines Morgenmantels gesteckt.

»Das sind Susan und Colin. Das ist Helen, eure Cousine zweiten Grades oder so was in der Art. Sagt schön guten Tag.«

»Hallo«, murmelten sie und wanden sich dabei vor Verlegenheit.

»Hallo«, erwiederte Helen, der nicht minder unwohl war.

Es war wirklich übel, wenn man vor Fremden vorgeführt wurde. Sie wünschte, sie hätte ein Geschenk für die Kinder mitgebracht – Buntstifte oder andere Farben. Etwas, wofür sie sie immer in guter Erinnerung behalten würden.

»Du hast da ja eine ganz schön echt aussehende Waffe, Colin«, sagte sie, weil sie das Gefühl hatte, dass es eine Bemerkung wert war.

»Das ist eine Buntline Special«, erklärte der Junge, wobei er heftig errötete. »Ich habe sie bei einem Wyatt-Earp-Wettbewerb gewonnen.«

»Das ist ja aufregend! Was musstest du tun, um sie zu gewinnen?«

»Ein Bild ausmalen und weggeschicken.«

»Du liebe Güte – das muss ja ein richtig toller Tag gewesen sein, als die hier ankam.«

»Das kann man laut sagen«, meinte Gil. »Seitdem be-

lauert er uns und beschießt er uns mehr oder weniger ständig aus dem Hinterhalt.«

»So, dann mal ab mit euch«, sagte Kathleen und entließ die Kinder mit einem Nicken. »Ihr könnt gerne noch ein bisschen lesen, aber kein Radau mehr da oben, ja?«

Sie schlurften davon, offensichtlich enttäuscht, weil sie weggeschickt wurden von dem Spaß, den die Erwachsenen jetzt offenbar geplant hatten. Es schien Helen ziemlich früh zu sein, die Kinder ins Bett zu schicken, denn die Sonne stand immer noch über den Bäumen, und die Jungen auf dem Spielfeld setzten ihr Cricketmatch fort. Wie machtlos Kinder doch waren, allen Schrullen ihrer Eltern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Kein Wunder, dass sie sich an ihre Spielzeugpistolen klammerten.

»Tut mir leid, wenn ich euer Gute-Nacht-Ritual gestört habe«, sagte sie.

»Ach, mach dir keine Gedanken. Sie werden es weidlich ausnutzen.«

»Wahrscheinlich werden sie den ganzen Abend Monopoly spielen, während wir hier unten sind«, stimmte Gil ihr zu. »Skrupellose Kapitalisten, die sie beide sind.«

Sie aßen im Esszimmer, aus dem man in den Garten schauen konnte, an einem Tisch aus poliertem Eichenholz, von einem Service, von dem Helen vermutete, dass es das Beste war, Royal Worcester. Ihr fiel auf, dass das berüchtigte Essig-und-Öl-Gestell fehlte, das war zweifellos dem Verschleiß zuzuschreiben, der Hochzeitsgeschenke im Laufe der Jahre dezimierte. Im Hause Hansford wurden Salz- und Pfefferstreuer – geeignete Wurfgeschosse – manchmal von Helens Vater an die Wand geworfen, wenn bei den Mahlzeiten das Temperament mit ihm durchging, aber es war nur schwer vorstellbar, dass die Ruddens so eine Art von Verhalten an den Tag legen könnten.

Das Gulasch – die Quelle des verführerischen Dufts auf dem Flur – sah auf dem Teller noch vielversprechend aus, verlor jedoch bei näherer Bekanntschaft ganz entscheidend. Die Fleischwürfel waren nicht ganz durch und widerstanden jedem Angriff von Gabeln oder Zähnen. Sie wurden begleitet von Kartoffelpüree und grünen Bohnen aus der Dose, die zwar nach nichts schmeckten, aber die man wunderbar essen konnte. Nachdem sie mit höflicher Entschlossenheit auf einem Rindfleischbrocken herumgekaut und ihn am Ende unzerkleinert durch ihren Schlund herunterwürgt hatte, bemerkte Helen durch ihre tränenden Augen, dass ihre Gastgeber ihr Gulasch komplett und kommentarlos liegen lassen, und tat es ihnen mit einiger Erleichterung gleich. Die Unterhaltung landete unvermeidlich bei ihren zwei bescheidenen Berührungspunkten: gemeinsame Verwandte und Westbury Park.

»Es tut mir leid, dass deine Eltern heute Abend nicht mitkommen konnten«, sagte Kathleen gerade. »Es war so eine schöne Überraschung, von deiner Mutter zu hören. Ich habe sie eingeladen, aber ich hatte den Eindruck, dass sie nicht viel rauskommen.«

Sie goss sich mit unsicherer Hand noch ein Glas Claret ein. Helen bemerkte, dass Gil sich selbst zwar ein Glas eingeschenkt, es aber noch nicht angerührt hatte. Damit sie nicht alles allein trinken konnte, kam ihr die plötzliche Eingebung.

»Das liegt an meinem Vater. Man kann ihn mit Mühe und Not überreden, dass er ab und zu meinen Bruder Clive besucht, aber abgesehen davon verlässt er kaum das Haus. Beziehungsweise seinen Sessel.«

»Das ist sicher schwer für deine Mutter. Kann sie denn nicht ohne ihn gehen?«

»Kann sie nicht. Oder will sie nicht. Wer weiß das schon?«

»Ich glaube, sie sind auf ihre eigene Art glücklich«, erklärte Kathleen.

»Nein, das würde ich nicht behaupten. Sie koexistieren einfach nur.« Helen hatte noch nie zuvor über die Ehe ihrer Eltern gesprochen. Außer Clive gab es keinen, der sie gut genug kannte, um sich überhaupt dafür zu interessieren, und der kannte sie zu gut, als dass ihm weitschweifige Erörterungen Spaß gemacht hätten. Auf jeden Fall hatte er seltsame Vorstellungen von Loyalität und Diskretion. Seine Frau June wäre nur zu gern bereit gewesen, die Fehler ihrer Schwiegereltern zu analysieren, aber Helen machte sich nicht viel aus ihrer Meinung, also fragte sie sie auch nie.

Helens Eltern waren einmal in ihrem Leben glücklich gewesen, während des Krieges, aber nur getrennt, nicht als Paar. Ihr Vater hatte sich so früh wie möglich freiwillig gemeldet und war zu den Royal Engineers gegangen – woran seine Frau sich immer noch mit einiger Verbitterung erinnerte. Er hatte sich so wohl gefühlt wie nie zuvor, ein Mann unter Männern, der echte Arbeit leistete. Und sie war im Grunde auch glücklicher gewesen, weil sie Helen für sich allein hatte, im New Forest bei ihrer Schwester, wo Hitlers Bomben und das cholische Temperament ihres Mannes sie nicht erreichen konnten.

»Vielleicht sollte ich einfach mal bei ihr vorbeischauen. Was meinst du, fände sie das gut?«, schlug Kathleen vor, die gerade die Teller mit den ungegessenen Rindfleischwürfeln einsammelte.

»Ja. Mutter fände es wunderbar, dich wiederzusehen. Mein Vater wird einfach in seine Werkstatt gehen. Er kann es nicht ab, wenn er hören muss, wie Frauen sich amüsieren.«

Gil musste lachen – fast mitfühlend, wie es Helen vorkam.

»Er hört sich ja an wie ein ganz schöner Tyrann«, meinte Kathleen.

»Ach, nur von der ganz normalen Sorte«, erwiderte Helen hastig, für den Fall, dass Kathleen ihr Besuchsangebot schon bereute. »Ich glaube, vielen Männern ist jedes weibliche Vergnügen verdächtig, wenn sie nicht die Urheber sind.« Sie vermied es, Gil bei diesen Worten anzusehen, für den Fall, dass er dachte, sie wolle ihn zu einem Kommentar herausfordern. Er machte trotzdem eine Bemerkung.

»Du bist zu streng mit uns, Helen«, sagte er ohne eine Spur von Groll. »Bei dir muss ich mich wohl in Acht nehmen.«

»Ja, mach das ruhig«, sagte Kath, die die Teller zur Tür trug. »Du bist in der Unterzahl.«

»Ich weiß. Ich spüre, wie sich das Bündnis gegen mich aufbaut.«

»Ich befürchte, die Loyalitäten einer Frau und einer Arbeitskollegin sind nichts im Vergleich zum Band des Frau-seins«, sagte Helen lächelnd.

»Genau«, bestätigte Kath. »Entschuldigt mich, ich hol mal schnell den Pudding.«

Gil wandte sich an Helen. »Wer hat dein Bewerbungs-gespräch geführt? Ich frage nur, weil ich das normalerweise mache, und in diesem Fall war ich es offensichtlich nicht.«

»Der Klinikleiter und ein gewisser Dr. Frant.«

»Ach, Lionel.« Seine Stimme klang vorsichtig neutral. »Wie fandest du ihn?«

»Ich bin nicht sicher. Ich habe mir in dem Moment eher Gedanken darüber gemacht, wie er mich findet. Er kam mir distanziert vor, nicht besonders warmherzig.«

»Ja, das trifft ihn.«

»Aber der Klinikleiter war sehr nett. Tatsächlich sogar furchtbar nett.«

Dr. Morley Holt hatte Helen durchs ganze Krankenhaus und über das Gelände geführt und hatte ihr das Gewächs-

haus und den Gemüsegarten gezeigt, die Werkstatt und den Druckraum, die Aufenthaltsräume und den Pausensaal mit dem Holzboden, in dem hohe Absätze ihre Spuren hinterlassen hatten. Überall, wo sie hingingen, drehten sich Patienten wie Sonnenblumen zu Dr. Holt, um die Strahlen seiner Aufmerksamkeit aufzunehmen, und er blieb überall stehen und spendete ermutigende Worte. Helen fühlte sich wie ein Höfling, der einen Monarchen auf seinem königlichen Spaziergang begleitet.

»Er ist ein guter Mann. Man erzählt sich, dass er beim Antritt seiner Stelle in den Vierzigern als Erstes die großen Eisentore am Eingang öffnen ließ. Sie sind seitdem nie wieder geschlossen worden. Solange er am Ruder ist, wird es dem Krankenhaus gut gehen. Er hat viele ungute Praktiken abgeschafft. Hat uns aus dem dunklen Zeitalter herausgezerrt.«

Helen wusste genau, von welchen Praktiken er sprach. Sie konnte sich noch deutlich an ihren ersten Besuch auf der Insulin-Station erinnern. Als sie die Patienten sah, die im künstlichen Koma im Dunkeln lagen, in einer allzu realistischen Annäherung an den Tod, war ihr das Ganze eher wie eine Foltermethode vorgekommen als wie eine Behandlung, und alles in ihr hatte sich dagegen aufgebäumt. Auf Anordnung des Arztes wurden sie dann durch die Verabreichung von Glukose durch eine Magensonde wiedererweckt. Das Grauen, das sie damals empfunden hatte, hatte sie nie wieder verlassen.

»Teilweise deswegen habe ich mich auch um diese Stelle beworben. Ich hatte so viel Gutes über Westbury Park gehört, und als ich zum ersten Mal über das Gelände ging, sah es eher aus wie eine Universität als wie ein Krankenhaus.« Leute hatten auf den Wiesen gesessen und gelesen oder einfach nur die Sonne genossen. Auf den ersten Blick hätten sie auch Studenten sein können, wären da nicht die vielen verschiedenen

Altersstufen gewesen und die offensichtliche Verwirrtheit bei einigen. Patienten arbeiteten unbeaufsichtigt im Gemüsegarten oder jäteten die Blumenbeete. Als sie an einem offenen Fenster vorüberging, hörte sie Klaviermusik.

»Hättest du gerne eine Zigarette?«, fragte Gil, klopfte sich auf die Taschen und zog eine zerknautschte Schachtel John Players heraus. »Ich rauche nicht im Haus, weil Susan Asthma hat, aber wir können ja im Garten bummeln.«

»Ich rauche eigentlich gar nicht, aber mach ruhig. Mein Vater raucht sechzig am Tag, und das hat mich immer ziemlich abgeschreckt.«

»Nein, wenn du nicht rauchst, dann verzichte ich auch.«

Kath kam mit einem ziegelgroßen Geleeklumpen aus der Küche zurück, in dem ein Durcheinander aus Erdbeeren und Himbeeren schwebte. »Ta-da!«, rief sie feierlich.

»Oh, das sieht ja gut aus«, meinte Gil pflichtbewusst.

Für Helen sah es aus wie Kinderessen, aber die Beeren waren vorher in Kirschwasser eingelegt worden und brachten mehr als nur einen Hauch von Alkohol in das Ganze. Der Pudding wurde in Scheiben mit dünner Sahne serviert und mit einer fächerförmigen Waffel.

»Wie bist du eigentlich in diese Branche gekommen?«, fragte Kathleen. »Deine Mutter meinte, du wärst bis vor Kurzem noch Lehrerin gewesen.«

»Ich habe Kunst an einer Mädchenschule in Hertfordshire unterrichtet. Dann habe ich aber mit Freiwilligendiensten in einem psychiatrischen Krankenhaus angefangen, wo ich mit ehemaligen Soldaten zu tun hatte. Und da gab es eine ziemlich tolle Frau namens Pam Hickey, die die Kunsttherapiestunden leitete.«

»Die kenne ich«, sagte Gil, der plötzlich wieder ganz munter war. »War das in Napsbury?«

»Ja. Und Pam hat mir zugeredet, mich um diese Stelle in

Westbury Park zu bewerben. Sie meinte, dass dort ein ähnliches Berufsethos herrschte wie in Napsbury und dass ich dort in der Lage sein würde, gute Arbeit zu machen. Ich habe drei Jahre lang während der Schulferien Freiwilligendienst geleistet, und es gefiel mir langsam aber sicher besser als der Schulunterricht.«

»Dann hast du sicher auch Ronnie Laing kennengelernt«, meinte Gil.

»Kaum. Der war in höheren Sphären unterwegs. Ich war nur eine freiwillige Mitarbeiterin. Ich glaube nicht, dass ich ihm aufgefallen bin.«

»Ach was, der hat dich bestimmt bemerkt«, warf Kathleen ein.

»Ich bewundere Laing ziemlich«, sagte Gil. »Ich habe das Gefühl, dass er auf einer richtigen Spur ist. Du solltest mal *Das geteilte Selbst* lesen. Er hat ein paar interessante Dinge zu sagen.«

»Das habe ich schon gelesen«, sagte Helen.

Er schaute auf, als wäre ihm gerade bewusst geworden, dass er ein Tor kassiert hätte. »Und, wie fandest du es?«

»Ich fand es schwierig«, gab sie zu. »Sowohl die Sprache als auch seine Ideen. Aber auch aufregend.«

»Ich bin nicht über die Einleitung hinausgekommen«, sagte Kathleen fröhlich.

»Er hat durchaus seine Kritiker«, räumte Gil ein. »Lionel Frant ist kein Fan von ihm. Aber ich neige zu Helens Ansicht – ich fand das Buch auch aufregend.«

»Wenn du noch andere Lektüreempfehlungen hast, dann lass sie mich hören«, sagte Helen, die geschmeichelt war von diesem Gespräch über eine geteilte Begeisterung. Er hätte keinen sichereren Weg finden können, sie zu seiner Anhängerin zu machen, als dass er sie als intellektuell Gleichgestellte behandelte.

»Du kannst ja mal die Regale in meinem Sprechzimmer durchschauen. Wenn dir da was gefällt, kannst du es dir gerne ausleihen.«

Sie fuhren fort, über gemeinsame Ex-Kollegen zu sprechen, bis man die Treppe knarzen hörte und Colin erschien, der sich mit den Fäusten die Augen rieb und sagte, er habe einen Albtraum gehabt.

»Geh wieder ins Bett, ich bin gleich oben«, versprach seine Mutter, und Helen empfand das als das richtige Stichwort für ihren Aufbruch.

Es war ein angenehmer Abend gewesen, und interessant, Gil *en famille* zu erleben, wo er weit weniger respekt einflößend wirkte, gezähmt durch die Fallen des Vorortlebens, das beste Porzellan, die dreiteilige Couchgarnitur und das Durcheinander aus Nippes. Irgendwie spürte sie, dass das alles auf Kathleens Konto ging und nichts mit Gil zu tun hatte, der so abgehoben von seiner Umgebung war.

Sie konnte sich nicht vorstellen, dass diese Einladung ein zweites Mal ausgesprochen werden würde. Es war unmöglich, eine Gegeneinladung in ihr Quartier in Croydon bei Mrs Gordon auszusprechen – mit Vollpension und Besuchsverbot nach zehn Uhr abends –, aber ohne jede Gelegenheit zur Erwiderung war nur schwer vorstellbar, wie diese Beziehung weitergehen sollte. Sie war sicher, dass sie jetzt, wo die familiäre Verpflichtung erfüllt und die Neugier befriedigt war, nie wieder von Kathleen hören würde.

3

AM NÄCHSTEN TAG, einem Samstag, schrieb sie eine Dankeskarte, auf der sie das Essen lobte (wobei sie das ungenießbare Rindfleisch wohlweislich unterschlug), die Unterhaltung und die Kinder. Eigentlich hätte die Etikette geboten, die Karte per Eilpost zu verschicken, damit sie gleich am Montag ankam, doch stattdessen steckte Helen sie in ihre Tasche, um sie Gil persönlich zu geben, wobei sie sich sagte, dass eine Briefmarke immer noch eine Briefmarke war.

Diese Strategie – auch wenn sie sich ihrer nicht als solcher bewusst war – war unnötig, denn Gil hatte es sich bereits wieder im Kunsttherapieraum gemütlich gemacht, als sie eintraf. Er lümmelte lässig auf dem Korbstuhl, der ein Teil ihres Stillleben-Arrangements war, hatte ein Bein angezogen und den Knöchel aufs Knie des anderen Beins gelegt. Er stand nicht auf, als sie hereinkam.

»Hallo«, sagte sie, zog die Karte aus der Tasche und reichte sie ihm. »Danke für die Einladung am Freitag. Es war ein sehr schöner Abend.«

Er schnaubte. »Du musst dich doch gelangweilt haben.«
»Überhaupt nicht.«

»Ich hatte dich nicht erwartet. Ich dachte, es wäre wieder

die Nächste aus Kath's Horden von unausstehlichen Verwandten.«

»Na ja, war ich ja gewissermaßen auch.«

Er lächelte, nahm sich den Apfel aus der Obstschale neben ihm, als wollte er ihn gleich essen, und schien überrascht, als er bemerkte, dass es nur eine Nachbildung aus Wachs war.

»Wenn ich gewusst hätte, dass du es bist, hätte ich mich ein bisschen mehr angestrengt.«

Helen spürte, wie ihre Wangen warm wurden bei diesem Kompliment, das aber zugleich eine Grenze zu überschreiten schien. Um ihr Unbehagen zu überspielen, zog sie ihre Jacke aus und hängte sie auf einen hölzernen Kleiderbügel, woraufhin sie in ihren Maleroverall schlüpfte. Gil schien sich kein bisschen unwohl zu fühlen und hatte es offensichtlich nicht eilig, das Zimmer zu verlassen.

»In welcher Hinsicht?«, fragte sie, amüsiert von dieser Zurschaustellung spießiger Ängstlichkeiten.

»Ach, ich weiß nicht. Ich hätte wahrscheinlich unterhaltsamere Gäste für dich eingeladen.«

Ihr war bewusst, dass er ihr zuschaute, wie sie sich ihren Overall zuknöpfte und die Schere mit den abgerundeten Spitzen, einen Radiergummi und ihren Lieblingskohlestift einsteckte – alles Gegenstände, die verschwinden würden, wenn sie nicht auf sie aufpasste. In den wenigen Wochen seit ihrer Ankunft in Westbury Park hatte Helen festgestellt, dass es trotz des Fehlens anderer Hinweise möglich war, den Status einer Person nach dem Inhalt ihrer Brusttasche einzuschätzen. Ärzte hatten einen Füller, Schwestern ein Fieberthermometer und Patienten eine Zahnbürste.

»Ich habe mich bestens unterhalten gefühlt«, meinte Helen, als sie ihre Vorbereitungen abgeschlossen hatte.

»Sonst hätte ich den Abend in meiner Bude verbracht, bloß mit Mrs Gordons Pudel als Gesellschaft.«

»Mrs Gordons Pudel. Klingt wie ein Lied von Noël Coward. So, ich glaube, ich muss mich jetzt an die Arbeit machen.« Er hievte sich hoch. »Aber ich finde diesen Raum sehr beruhigend.«

»Na ja, normalerweise ist er frei von eins bis zwei, wenn ich in der Kantine bin. Du bist jederzeit willkommen.«

»Danke. Aber er hat nicht dieselbe Wirkung, wenn du nicht hier bist.«

Sobald sich die Tür mit einem Klicken hinter ihm schloss, atmete Helen langsam aus. Sie merkte, dass sie ihren Stuhlrücken umklammerte und ihr Puls raste, als wäre sie jäh aus dem Schlaf gerissen worden – eine Kombination aus körperlicher Erregung mit einem Hauch von Gefahr. Dieses Gefühl war neu und hatte nicht viel Ähnlichkeit mit der ruhigen Zuneigung, die sie für ihren ehemaligen Freund und beinahe Verlobten empfunden hatte. Sie musste Gil um jeden Preis meiden, sagte sie sich selbst, obwohl sie genau wusste, dass sie das nicht tun würde und sich vielmehr schon auf ihre nächste Begegnung freute.

In der Woche darauf, nach einem Tag voller Therapiestunden und einem aufregenden Vorfall mit einem Patienten, verließ Helen den Kunstraum später als üblich, nur um dann zu entdecken, dass ihr Motorroller nicht ansprang. Wenn sie auf den Kickstarter trat, kam nicht mal ein Zittern. Das war eine Schlappe. Als sie noch in Hertfordshire gewohnt hatte, hatte sie regelmäßig die Dienste einer örtlichen Werkstatt in Anspruch genommen, die alle Reparaturen für sie erledigte und in Notfällen wie diesem zuverlässig einen Pick-up-Truck vorbeischickte. Sie war erst so kurz in Croydon, dass sie noch keine solche nützlichen Verbindungen aufgebaut hatte, und stand jetzt ziemlich dumm da. In solchen Momenten verspürte Helen den Wunsch nach einem Ehemann. Romantik

war freilich schön und gut, solange sie anhielt, aber wenn man Hilfe praktischer Natur brauchte, einschließlich Schraubenschlüssel, war ein Mann zehn Frauen wert.

Einen Moment überlegte sie, ob sie Clive anrufen sollte, verwarf diesen Einfall jedoch. Es war sechs Uhr abends, June hatte bestimmt schon sein Abendessen auf dem Tisch, und die Ansprüche einer Ehefrau wogen schwerer als die einer Schwester. Sie würde mit dem Bus nach Hause fahren und am nächsten Morgen einen Mechaniker anrufen müssen, den sie sich aufs Geratewohl aus den Gelben Seiten heraus suchen musste – ein gewagtes Unterfangen.

Es nieselte leicht, und sie spürte, wie ihre Haare, die sie sich tags zuvor so sorgfältig frisiert hatte, anfingen, in sich zusammenzufallen, also ging sie zurück zum Krankenhaus, um sich einen Regenschirm aus der Fundgrube zu borgen. Am Eingang lief sie Gil über den Weg, der sich gerade eine Zigarette an der Kippe seiner vorigen anzündete und durch die Rauchwolken blinzelte.

Der Frust musste ihr anzusehen gewesen sein, denn er blieb stehen und fragte: »Alles in Ordnung?«

»Ja. Nein. Mein dummer Motorroller hat den Geist aufgegeben.«

»Kann ich dich irgendwohin mitnehmen?«

»Nein, passt schon, wirklich. Ich nehme den Bus und werde mich morgen früh drum kümmern.«

Er ignorierte ihre Aussage geflissentlich, nahm sie beim Ellbogen und dirigierte sie zu seinem Ford Zephyr, der auf seinem üblichen Parkplatz neben dem Eingang stand. »Ich bestehe darauf. Wo wohnst du?«

»In Addiscombe.«

»Oh, na, das liegt ja praktisch auf meinem Weg. Dann werden wir Arthur Bescheid sagen, dass er sich am Morgen mal deinen Motorroller anschauen soll.«